

Insel Verlag

Leseprobe



Balzac, Honoré de
Die Menschliche Komödie. Die großen Romane und Erzählungen

Der Landarzt. Roman
Aus dem Französischen von Felix Paul Greve

© Insel Verlag
insel taschenbuch 1915
978-3-458-33615-0

Mit dem Roman *Der Landarzt* wollte Honoré de Balzac 1833 den Prix de Montyon, den französischen Tugendpreis, erringen. »Es ist«, schrieb der Autor einer Freundin, »die Geschichte eines Mannes, der einer verkannten Liebe treu bleibt, aber diese Liebe ist nur eine Episode. Anstatt sich zu töten, streift dieser Mann sein Leben wie ein Gewand von sich ab und fängt eine neue Existenz an.« Dieser Doktor Benassis wird zum Philanthrop, der in einem Dorf in der Dauphiné ein ländlich-idyllisches Mustergemeinwesen gründet, wo er im Sinne des Urchristentums die Kranken und Armen betreut und erzieht, allen Stiefkindern des Schicksals hilft. Seinen besonderen Reiz bezieht der Roman durch die gefühlvolle Darstellung ländlichen Lebens und die einfühlsamen Naturschilderungen sowie einer Liebesromanze und den Erzählungen eines Soldaten aus der Zeit des Kaisers Napoleon.

insel taschenbuch 1915
Honoré de Balzac
Der Landarzt



Honoré de Balzac

Die Menschliche

Komödie

*Die großen Romane und Erzählungen
in zwanzig Bänden*

Band 15

Honoré de Balzac

Der Landarzt

Roman

Aus dem Französischen
von Felix Paul Greve

Insel Verlag

Neu durchgesehen von Erika Wesemann

2. Auflage 2016

Erste Auflage 1996

insel taschenbuch 1915

© Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 1996

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-458-33615-0

Der Landarzt

Wunden Herzen Schatten und Stille
Meiner Mutter

Land und Leute

An einem hellen Frühlingsmorgen des Jahres 1829 ritt ein ungefähr fünfzig Jahre alter Mann auf dem Gebirgsweg entlang, der zu einem in der Nähe der Grande-Chartreuse gelegenen großen Marktflecken führt. Dieser Marktflecken ist der Verwaltungssitz eines von einem langgestreckten Tal umschlossenen volkreichen Kantons. Ein oft ausgetrockneter, doch jetzt zur Schneeschmelze angeschwollener Wildbach mit steinigem Flußbett durchströmt dies Tal, das zwischen zwei gegenüberlaufenden Bergketten eingezwängt ist, die ringsherum von den Gipfeln Savoyens und der Dauphiné überragt werden. Obgleich die von den Zügen der beiden Mauriennes umgebenen Landschaften einander ähneln, gewährt der Kanton, durch welchen der Fremde dahinritt, Abwechslungen im Gelände und Lichtwirkungen, die man anderswo vergeblich suchen könnte. Bald bietet das plötzlich geöffnete Tal einen unregelmäßig geformten Teppich von jenem Grün, das das ständig von den Bergen rieselnde Wasser zu allen Jahreszeiten so frisch und dem Blick so anmutig erhält; bald zeigt eine Sägemühle ihre bescheidenen, malerisch gelegenen Bauten, ihren Vorrat an langen, abgerindeten Fichtenstämmen und den Mühlbach, der von dem Wildwasser abgezweigt durch viereckige Holzröhren fließt und in einem feuchten Fadennetz aus deren Spalten rinnt. Hier und da erwecken von obstbaumreichen, blütenüberdeckten Gärten umgebene Hütten Gedanken, wie arbeitsreiches Elend sie einflößt; weiter entfernt verkünden Häuser mit roten Dächern aus fischschuppenartig angeordneten flachen, runden Ziegeln einen gewissen Wohlstand nach langjähriger Arbeit. Über jeder Tür hängt der Korb, in dem die Käse trocknen. Überall werden geschützte Stellen,

alle Einfriedungen von Weinreben belebt, die wie in Italien an kleinen Ulmen aufgebunden sind, deren Blätter das Vieh bekommt. Durch eine Laune der Natur treten die Hügel stellenweise so nahe zusammen, daß sich dort weder Werkstätten noch Felder noch Hütten mehr befinden. Nur durch den in tosenden Kaskaden abwärts brausenden Bergstrom getrennt, erheben sich die beiden gewaltigen, von dunkelgewandeten Tannen und hundert Fuß hohen Buchen überwachsenen Granitwände. Kerzengerade gewachsen, von moosigen Flechten bizarr gefärbt, bilden diese Bäume mit ihrem mannigfaltigen Laub prächtige Säulengänge, die oberhalb und unterhalb des Weges von unförmigen Hecken aus Sandbeersträuchern, Schneeball, Buchsbaum und wilden Rosen umwuchert werden. Der lebhafte Wohlgeruch dieser Sträucher mischte sich um diese Jahreszeit mit den herben Düften der Bergnatur, dem durchdringenden Geruch junger Schößlinge von Lärchen, Pappeln und harzigen Tannen. Ein paar Wolken zogen durch die Felsen hin, bald verhüllten, bald entblößten sie ihre grauschimmernden Gipfel, die oft ebenso dunstig aussahen wie die Wolken selbst, die sich in leichten Flocken von ihnen losrissen. Jeden Augenblick wandelte die Landschaft ihr Aussehen, wechselte der Himmel sein Licht, die Berge ihre Farbe, die Hänge ihre Schattierungen, die Talsenken ihre Gestalt: mannigfaltige Bilder, die ganz unerwartete Gegensätze, etwa ein durch die Bäume huschender Sonnenstrahl, eine natürliche Lichtung oder aufgetürmtes Geröll, zu einem entzückenden Anblick inmitten dieser Stille machten zu dieser Jahreszeit, in der alles jung ist und die Sonne am reinen Himmel flammt. Kurz, es war ein schönes Land, es war Frankreich!

Der Reisende war hochgewachsen und ganz in blaues Tuch gekleidet, das ebenso sorgfältig gebürstet war, wie es jeden Morgen sein Pferd mit seinem glatten Fell sein mußte, auf dem er sich aufrecht und angegossen wie ein alter Reiteroffizier hielt. Hätten nicht schon seine schwarze Halsbinde und die

wildledernen Handschuhe, die Pistolen in seinen Halftern und der fest auf die Kruppe seines Pferdes geschnallte Mantelsack den Soldaten angezeigt: sein braunes, von Pockennarben gezeichnetes, aber regelmäßiges, sichtliche Unbekümmertheit ausdrückendes Gesicht, seine bestimmten Bewegungen, die Sicherheit seines Blickes, die Haltung seines Kopfes – das alles hätte jene Regimentsgewohnheiten verraten, die ein ehemaliger Soldat unmöglich ablegen kann, selbst nicht, nachdem er sich ins bürgerliche Leben zurückgezogen hat. Jeder andere hätte die Schönheiten dieser Alpengebirge bewundert, die hier so anmutig in die großen Niederungen Frankreichs übergeht; der Offizier aber, der zweifellos alle Länder durchstreift hatte, in welche die Kriege des Kaisers die französischen Heere geführt hatten, genoß diese Landschaft, ohne anscheinend durch ihren vielfältig wechselnden Anblick überrascht zu werden. Erstaunen ist eine Eigenschaft, die Napoleon in der Seele seiner Soldaten zerstört zu haben scheint. Und so ist ein unbewegliches Gesicht auch ein sicheres Merkmal, an dem der Beobachter die Soldaten erkennen kann, die unter den vergänglichen und doch unvergänglichen Adlern des großen Kaisers gedient haben. Tatsächlich war dieser Mann einer jener heute so seltenen Soldaten, die die Kugel verschont hat, obwohl sie auf allen Schlachtfeldern gefochten haben, auf denen Napoleon befehligte. Sein Leben bot nichts Ungewöhnliches. Als schlichter, treuer Soldat hatte er sich gut geschlagen, seine Pflicht nachts wie am Tage gleich gut getan, ob seinem Meister fern oder nahe, hatte keinen Säbelstreich unnütz ausgeteilt und war unfähig geblieben, auch nur einen zuviel zu tun. Er trug im Knopfloch die Rosette der Offiziere der Ehrenlegion, weil das ganze Regiment ihn nach der Schlacht an der Moskwa einstimmig für den Würdigsten erklärt hatte, sie an diesem großen Tag zu erhalten. Da er zu der kleinen Zahl äußerlich kühler, schüchterner Männer gehörte, die, immer mit sich selbst in Frieden, ihr Gewissen schon durch den bloßen Gedanken an ein

gleichwie geartetes Ansuchen erniedrigt fühlen, waren seine Beförderungen ihm auch sämtlich nach den langsamen Gesetzen des Dienstalters zuteil geworden. 1802 zum Leutnant ernannt, fand er sich erst 1829 trotz seines grauen Schnurrbartes als Schwadronsführer; aber sein Leben war so makellos, daß in der ganzen Armee niemand, selbst ein General ihn nicht ohne unwillkürliche Hochachtung angeredet hätte, ein unbestrittener Vorzug, den ihm vielleicht gerade deswegen seine Vorgesetzten nicht verziehen. Dafür brachten ihm die einfachen Soldaten alle ein bißchen von dem Gefühl entgegen, das Kinder für eine gute Mutter empfinden; denn er verstand es, ihnen gegenüber nachsichtig und streng zugleich zu sein. Ehemals Soldat wie sie selbst, kannte er die elenden Freuden und das fröhliche Elend, die verzeihlichen und die strafbaren Streiche der Soldaten, die er stets nur ›seine Kinder‹ nannte und denen er im Feld gern gestattete, Lebensmittel und Furage bei den Bürgern einzutreiben. Die Geschicke seines Gefühlslebens jedoch waren in tiefstes Schweigen gehüllt. Wie fast alle Soldaten seiner Zeit hatte er die Welt nur durch den Pulverdampf der Geschütze gesehen oder während der Augenblicke des Friedens, die inmitten des vom Kaiser geführten europäischen Kampfes so selten waren. Ob ihm wohl je etwas an einer Heirat lag? Diese Frage blieb unentschieden. Obgleich niemand bezweifelte, daß Major Genestas bei seinen Aufenthalten in einer Stadt nach der andern, in einem Land nach dem andern Liebesglück gefunden hatte, wenn er an den Festen teilnahm, welche die Regimenter gaben oder zu denen sie geladen wurden, so besaß doch niemand hierüber Gewißheit. Ohne zimperlich zu sein, ohne sich zu weigern, Spaß mitzumachen, ohne gegen die militärischen Sitten zu verstoßen, schwieg er oder antwortete mit einem Lachen, wenn er über seine Liebesabenteuer ausgefragt wurde. Auf die von einem Offizier an ihn gerichteten Worte: »Und Sie, Major?«, als einmal wieder gezecht wurde, erwiderte er: »Trinken wir, Messieurs!«

Eine Art Bayard, dem jeder Glanz fehlte, bot Monsieur Pierre-Joseph Genestas an sich gar nichts Poetisches oder Romanhaftes, so gewöhnlich erschien er. Sein Auftreten war das eines wohlhabenden Mannes. Obgleich er an Vermögen nichts als seinen Sold besaß und die Zukunft für ihn nur in seiner Pensionierung bestand, bewahrte der Schwadronsführer nichtsdestoweniger genau wie manche ausgekochte alte Geschäftsleute, denen Pech eine nahezu an Starrköpfigkeit grenzende Vorsicht gelehrt hat, immer zwei volle Jahresgehälter in Reserve und gab seine Bezüge nie völlig aus. Spieler war er so wenig, daß er in Gesellschaft auf seine Stiefel niedersah, wenn man jemanden zum Einspringen suchte oder es sich beim Écarté um Erhöhung des Einsatzes handelte. Aber wenn er sich auch nichts Außergewöhnliches leistete, so ließ er es doch durchaus nicht am Lebensnotwendigen fehlen. Seine Waffenröcke hielten länger als bei irgendeinem anderen Offizier des Regimentes infolge der Sorgfalt, die ein mäßiges Vermögen eingibt und die ihm zu einer mechanischen Gewohnheit geworden war. Man hätte ihm vielleicht Knauserei unterstellt ohne eine bewundernswerte Uneigennützigkeit und brüderliche Selbstverständlichkeit, mit der er seine Börse irgendeinem durch Pech im Spiel oder sonst eine Torheit zugrunde gerichteten jungen Leichtfuß öffnete. Er schien früher wohl selbst große Summen verloren zu haben, denn er bewies bei solcherart Gefälligkeiten sehr viel Feingefühl; nie hielt er sich für berechtigt, die Handlungen seines Schuldners nachzuprüfen, und mahnte ihn nie wegen seiner Schulden. Ein Kind der Truppe, allein auf der Welt, war die Armee sein Vaterland und das Regiment seine Familie. Übrigens kümmerte man sich auch nur sehr selten um die Beweggründe seiner sehr achtenswerten Sparsamkeit, man schrieb sie dem nur zu natürlichen Wunsch zu, die Summe seines Vermögens für seine alten Tage zu vermehren. Kurz vor seiner Ernennung zum Oberstleutnant der Kavallerie mutmaßte man, sein Ehrgeiz bestehe darin, sich mit seinem Ruhegehalt und den

Epauletten eines Obersten irgendwohin aufs Land zurückzuziehen. Wenn die jungen Offiziere nach dem Manöver über Genestas redeten, steckten sie ihn in die Klasse der Leute, die auf der Schule den ersten Preis bekommen und nun ihr ganzes Leben lang genau, rechtschaffen, leidenschaftslos, nützlich und fade wie Weißbrot bleiben; ernst zu nehmende Leute hingegen beurteilten ihn ganz anders. Oft zeugten ein unbeabsichtigter Blick oder ein vielsagender Gesichtsausdruck, wie er dem Wilden als Sprache dient, von den Stürmen in seiner Seele. Bei genauer Prüfung sprach seine ruhige Stirn von der inneren Kraft, seine Leidenschaften zum Schweigen zu bringen und sie auf dem Grunde des Herzens zurückzudrängen, einer durch die Gewöhnung an Gefahren und unvorhergesehene Wechselfälle des Krieges teuer eroberten Kraft. Als der Sohn eines Pairs von Frankreich, ein Neuling im Regiment, eines Tages, als die Rede auf Genestas kam, meinte, er wäre sicher der gewissenhafteste Priester und der ehrlichste Krämer geworden, antwortete er selbst herablassend dem jungen Laffen, der sich von seinem Vorgesetzten nicht gehört geglaubt hatte: »Fügen Sie noch hinzu, der untauglichste Schmeichler unter sämtlichen Marquis!« Die Zuhörer brachen in lautes Gelächter aus; der Vater des Leutnants hatte sich bei allen Mächten eingeschmeichelt, war nach jedem Umsturz wendig wieder obenauf, und der Sohn artete nach dem Vater. Man trifft in den französischen Armeen zuweilen solche Charaktere, die im entscheidenden Augenblick wahrhaft großartig, nach dem Gefecht wieder ganz einfach, unbekümmert um jeden Ruhm, die Gefahr vergessen; man trifft sie vielleicht viel häufiger, als die Mängel unserer Natur es vermuten lassen. Jedoch irrte man sich gewaltig, hielte man Genestas für vollkommen. Er war mißtrauisch, neigte zu heftigen Zornesausbrüchen, war streitsüchtig in der Unterhaltung und wollte unbedingt recht behalten, auch wenn er unrecht hatte, besaß somit viele Merkmale seines Volkes. Vom Soldatenleben her hatte er eine Neigung zu gutem Wein bewahrt. Wenn er in der

vollen Würde seines Ranges ein Bankett verließ, so schien er ernst, nachdenklich und wollte dann niemandem die Geheimnisse seiner Gedanken anvertrauen. Schließlich kannte er aber die Sitten der Gesellschaft und die Gebote der Höflichkeit doch gut genug und befolgte sie wie eine Art Dienstvorschrift mit militärischer Steifheit. Wenn er auch natürlichen und erworbenen Verstand besaß, wenn er die Taktik, das Manövrieren, die Theorie der Fechtkunst zu Pferde und die Schwierigkeiten der Tierarzneikunde beherrschte, so war seine geistige Bildung doch ungeheuer vernachlässigt. Er wußte undeutlich, Cäsar sei ein Konsul oder ein römischer Kaiser gewesen, Alexander ein Grieche oder ein Mazedonier; er hätte ihnen die eine oder andere Herkunft, den einen oder anderen Titel widerspruchslos zugestanden. Deswegen wurde er bei wissenschaftlichen oder geschichtlichen Unterhaltungen ernst und beschränkte seine Teilnahme auf ein leichtes, billigendes Kopfnicken wie ein zutiefst überzeugter Skeptiker. Als Napoleon am 13. Mai in Schönbrunn in seinem an die Grande-Armée als Herrin Wiens gerichteten Bulletin schrieb, ›die österreichischen Fürsten hätten wie Medea ihre Kinder mit eigener Hand geschlachtet‹, mochte der erst neuerdings zum Rittmeister ernannte Genestas seine Würde nicht durch die Frage aufs Spiel setzen, wer denn diese Medea wäre; er verließ sich auf Napoleons Genie und war sicher, der Kaiser habe der Grande-Armée und dem Hause Österreich nur amtlich etwas mitgeteilt; Medea hielt er für eine Erzherzogin von zweifelhafter Lebensführung. Da die Sache aber immerhin auch die Kriegskunst angehen konnte, fühlte er sich über die Medea des Bulletins beunruhigt, bis zu dem Tage, an dem Mademoiselle Raucourt ›Medea‹ wieder aufführte. Nachdem er die Ankündigung gelesen hatte, verfehlte er nicht, sich abends ins Théâtre-Français zu begeben, um die berühmte Schauspielerin in dieser mythologischen Rolle zu sehen, über die er sich dann bei seinen Nachbarn erkundigte. Ein Mann jedoch, der als gemeiner Soldat die Tatkraft besessen hatte,

lesen, schreiben und rechnen zu lernen, mußte letztendlich doch begreifen, daß er sich als Rittmeister auch weiterbilden müsse. Seit dieser Zeit las er daher eifrig Romane und neuer-schienene Bücher, aus denen er eine Halbbildung gewann, die er recht gut anzuwenden verstand. In seiner Dankbar-keit gegenüber diesen Lehrmeistern ging er so weit, Pigault-Lebrun zu verteidigen, von dem er sagte, er fände ihn sehr lehrreich und oftmals tiefsinnig.

Dieser Offizier, den erworbene Klugheit keinen Schritt un-nütz tun ließ, hatte Grenoble hinter sich gelassen und ritt der Grande-Chartreuse zu, nachdem er am Abend vorher von seinem Oberst einen achttägigen Urlaub bekommen hatte. Er rechnete mit keiner langen Strecke, aber von Meile zu Meile durch ungenaue Aussagen von Bauern, die er befragt hatte, getäuscht, hielt er es doch für klüger, den Weg nicht weiter fortzusetzen, bevor er eine Stärkung zu sich genommen hatte. Obwohl wenig Aussicht bestand, zu einer Zeit, wo alle auf den Feldern arbeiteten, irgendeine Hausfrau daheim anzutreffen, hielt er doch vor ein paar Hütten an, die um einen gemeinsa-men Platz herum ein ziemlich unregelmäßiges, jedem zugängi-ges Viereck bildeten. Der Boden dieses Gemeinschaftsgrund-stückes war fest und sauber gefegt, aber von Jauchegräben durchzogen. Rosensträucher, Efeu und andere hohe Pflanzen rankten an den rissigen Mauern entlang in die Höhe. Am Eingang des Platzes stand ein jämmerlicher Johannisbeer-strauch, auf dem Lumpen trockneten. Der erste Bewohner, den Genestas traf, war ein sich in einem Strohhaufen wälzen-des Schwein, das beim Geräusch der Pferdehufe aufgrunzte, den Kopf hob und dadurch eine dicke schwarze Katze in die Flucht jagte. Eine junge Bäuerin mit einem großen Grasbündel auf dem Kopfe zeigte sich mit einem Male, in einiger Entfer-nung gefolgt von vier zerlumpten kleinen Kerlchen, keck, lärmend, mit dreisten Augen, von brauner Gesichtsfarbe, hübsche, wahrhaft engelgleiche kleine Teufel. Die Sonne strahlte herab und verlieh der Luft, den Hütten, den Misthau-

fen, der struppigen kleinen Bande etwas Unschuldiges, Reines. Der Soldat fragte, ob es möglich sei, hier einen Becher Milch zu bekommen. Statt einer Antwort stieß die junge Frau einen rauhen Schrei aus. Eine alte Frau erschien plötzlich auf der Schwelle einer Hütte, und die junge Bäuerin trat in einen Stall, nachdem sie durch eine Handbewegung auf die Alte gedeutet hatte, auf die Genestas nun zutrat, nicht ohne sein Pferd gut festzuhalten, um die Kinder nicht zu verletzen, die ihm schon zwischen den Beinen herumquirlten. Er wiederholte seine Bitte, deren Erfüllung die gute Frau rundheraus ablehnte. Sie hätte keine Lust, sagte sie, den Rahm von den zum Buttern bestimmten Milchtöpfen abzuschöpfen. Diesen Einwand entkräftete der Offizier damit, daß er versprach, ihr den Schaden gut zu bezahlen; er band sein Pferd an einen Türpfosten und trat in die Hütte. Die vier zu der Frau gehörenden Kinder hatten scheinbar alle dasselbe Alter, ein rätselhafter Umstand, der den Major verblüffte. Die Alte hatte noch ein fünftes fast an ihren Rücken hängen, das, schwach, bleich und kränklich, wohl die größte Fürsorge benötigte; dementsprechend war es der Liebling, der Benjamin.

Genestas setzte sich an einen hohen feuerlosen Kamin nieder, auf dessen Sims man eine Madonna aus bemaltem Gips mit dem Jesuskind im Arm erblicken konnte. Welch erhabenes Symbol! Die blanke Erde diente dem Haus als Fußboden. Mit der Zeit war der primitiv festgestampfte Erdboden holprig geworden, und wenn auch sauber, sah er doch wie die vergrößerte, schwielige Schale einer Apfelsine aus. Auf der Feuerstelle hingen ein mit Salz gefüllter Holzschuh, eine Bratpfanne und ein Kessel. Den Hintergrund des Raumes füllte ein Bett mit ausgezacktem Betthimmel. Ferner standen hier und da ein paar dreibeinige Schemel aus drei in ein Stück Buchenbrett gerammten Stöcken, ein Backtrog, eine große hölzerne Kelle zum Wasserschöpfen, ein Eimer und irdene Töpfe für die Milch, ein Spinnrad auf dem Backtrog, ein paar Käsehürden, schwarze Wände, eine wurmstichige Tür mit einem durchbro-

chenen oberen Querbalken; das bildete den Schmuck und die Einrichtung dieser armseligen Behausung. Und nun erlebte der Offizier, der sich damit vergnügte, den Erdboden mit seiner Reitpeitsche zu fegen, folgende Begebenheit, die, ohne daß er es ahnte, sich zu einem kleinen Schauspiel entwickelte. Sobald die von ihrem grindigen Benjamin gefolgte Alte durch eine zur Milchammer führende Tür verschwunden war, jagten die vier Knirpse, nachdem sie den Offizier ausgiebig gemustert hatten, zunächst das Schwein weg. Das Tier, für gewöhnlich ihr Spielgefährte, war auf die Türschwelle gekommen; die Bälger stürzten sich vehement darüber her und verabreichten ihm so unmißverständliche Püffe, daß es sich schleunigst zurückziehen mußte. Den Feind einmal draußen, unternahmen die Kinder nun einen Angriff auf eine Tür, deren Riegel ihren Bemühungen nachgab und aus dem ihn haltenden abgenutzten Mauerring brach; nun stürzten sie sich in eine Art Obstkammer, wo der über diesen Auftritt höchst vergnügte Major sie baldigst eifrig beschäftigt sah, getrocknete Pflaumen zu futtern. In diesem Augenblick trat die Alte mit ihrem schrumpfligen Gesicht und ihren schmierigen Lumpen wieder herein, in der Hand einen Topf Milch für ihren Gast.

»O diese Nichtsnutze!« rief sie. Sie lief auf die Kleinen zu, packte einen nach dem anderen am Arm, stieß sie aus der Kammer, aber ohne ihnen die Pflaumen abzunehmen, und schloß sorgfältig die Tür zu ihren Vorräten wieder ab. »Na, na, ihr Kerlchen, nun seid doch mal brav. – Wenn man nicht aufpaßte, würden sie alle Pflaumen aufessen, die Tollköpfe!« sagte sie mit einem Blick auf Genestas. Dann setzte sie sich auf einen Schemel, nahm den Grindkopf zwischen die Knie und fing an, ihm mit weiblicher Geschicklichkeit und mütterlicher Sorgfalt den Kopf zu waschen und zu kämmen. Die vier kleinen Diebe standen herum, lehnten sich gegen den Backtrog oder das Bett, alle rotznasig oder schmutzig, aber im übrigen gesund, kauten stumm ihre Pflaumen und betrachteten den Fremden mit argwöhnisch pfiffiger Miene.

»Sind das Eure Kinder?« fragte der Soldat die Alte.

»Entschuldigen Sie, Monsieur, das sind die Anstaltskinder. Ich kriege für jedes drei Francs und ein Pfund Seife im Monat.«

»Aber, gute Frau, sie müssen Euch doch mindestens doppelt soviel kosten.«

»Ach Monsieur, das sagt uns Monsieur Benassis auch; aber wenn andere die Kinder zum selben Preis nehmen, dann muß man wohl damit zufrieden sein. Es gibt nicht so viele, die Kinder nehmen! Mit Kreuz und Banner muß man außerdem noch kommen, um welche zu kriegen. Wenn wir ihnen unsere Milch umsonst geben, kostet es uns ja kaum was. Drei Francs sind übrigens doch auch eine schöne Summe, Monsieur. Da hat man schon so nebenbei fünfzehn Francs, ohne die fünf Pfund Seife. In unseren Kantonen hier, was muß man sich da abrackern, ehe man zehn Sous am Tage verdient.«

»Habt Ihr denn auch Land?« fragte der Major.

»Nein, Monsieur. Ich hatte welches zu Zeiten meines seligen Mannes, aber seit seinem Tode habe ich so viel Pech gehabt, daß ich es verkaufen mußte.«

»Na«, begann Genestas wieder, »wie könnt Ihr denn aber bis zum Jahresende kommen, ohne Schulden zu machen, wenn Ihr die Kinder für zwei Sous den Tag füttern, sauberhalten und aufziehen müßt?«

»Aber lieber Monsieur«, fuhr sie fort, wobei sie ihren kleinen Grindkopf unentwegt weiterkämte, »wir kommen auch gar nicht ohne Schulden bis Silvester. Was soll man machen? Der liebe Gott hilft uns schon. Ich habe zwei Kühe. Während der Ernte lesen meine Tochter und ich Ähren, im Winter gehen wir ins Holz, und abends spinnen wir. Na ja, der Winter braucht ja nicht immer so zu sein wie der letzte! Ich schulde dem Müller fünfundsiebzig Francs für Mehl. Zum Glück ist's der Müller von Monsieur Benassis. Monsieur Benassis, das ist ein Freund der armen Leute! Noch nie hat er irgend jemandem seine Schulden abgefordert, mit uns wird er

schon gar nicht anfangen. Übrigens hat unsere Kuh ein Kalb, das wirft uns auch noch einen Brocken ab.«

Die vier Waisen, für die aller menschliche Schutz in der Liebe dieser alten Bauersfrau bestand, hatten ihre Pflaumen vertilgt. Sie machten sich die Aufmerksamkeit zunutze, mit der ihre Ziehmutter während ihrer Plauderei den Offizier betrachtete, um sich dicht zusammengedrängt zu einem neuen Angriff auf den Riegel der Tür zu vereinigen, die sie von dem schönen Haufen Pflaumen trennte. Sie zogen drauflos, doch nicht wie französische Soldaten zum Angriff stürmen, sondern lautlos wie die Deutschen, getrieben von ihrer kindlich rohen Naschsucht.

»O ihr kleinen Unholde! Wollt ihr wohl aufhören?«

Die Alte stand auf, nahm den stärksten der vier beim Wikkell, gab ihm einen leichten Klaps hinten drauf und warf ihn hinaus; er weinte nicht, und die andern blieben ganz verdutzt stehen.

»Sie machen Euch wohl viel Ärger?«

»Ach Monsieur, sie riechen nur meine Pflaumen, die Schlingel. Ließe ich sie einen Augenblick allein, sie würden daran platzen.«

»Habt Ihr sie lieb?«

Bei dieser Frage hob die Alte den Kopf, sah den Soldaten mit leicht spöttischer Miene an und erwiderte: »Und ob ich sie lieb habe! Drei mußte ich schon wieder abgeben«, fügte sie mit einem Seufzer hinzu, »ich behalte sie ja nur bis zum sechsten Jahr.«

»Aber habt Ihr keinen Sohn?«

»Den habe ich verloren.«

»Wie alt seid Ihr denn?« fragte Genestas, um die Wirkung seiner vorhergehenden Frage zu zerstören.

»Achtunddreißig, Monsieur. Nächsten Johanni sind's zwei Jahre, daß mein Mann tot ist.«

Sie zog den kränklichen Kleinen, der ihr mit einem blassen, zärtlichen Blick zu danken schien, nun fertig an.